

lich würde ein solcher Großauffüllplatz zunächst einen schweren Eingriff in die Landschaft darstellen, durch voranschauende Planung müßte aber als Endziel eine befriedigende Neugestaltung der Landschaft gesichert werden.

Solange die Müllverbrennungsanlagen und die Großauffüllplätze aber noch fehlen, muß Gewähr gegeben sein, daß wenigstens die geologisch, historisch oder auch rein landschaftlich wertvollsten Steinbrüche in ihrer Eigenschaft als „Aufschlüsse“ und als „Naturinseln“ vor dem Untergang im Müll bewahrt bleiben. Ein systematisches Inventar der noch vorhandenen Aufschlüsse fehlt leider. So muß von Fall zu Fall entschieden werden, welche Aufschlüsse unbedingt erhalten werden sollten. Es ist Aufgabe der zuständigen Geologen und der Kreisbeauftragten für Naturschutz, die Auswahl zu treffen und die Aufschlüsse (wie dies in einzelnen Fällen auch schon früher geschehen ist) als „Naturdenkmale“ sicherzustellen. Daß viele geologische Naturdenkmale erfahrungsgemäß sehr vergänglich sind, darf davon nicht abhalten; auch botanische Naturdenkmale (alte Bäume) sind vergänglich. Zudem lassen sich verfallene geologische Aufschlüsse wieder öffnen. Die

gesetzliche Sicherung ist vorsorglich aber auch bei Steinbrüchen notwendig, die etwa durch versteckte Lage heute noch ungefährdet erscheinen; sie muß vor allem durchgeführt sein, bevor Gefahr droht, d. h. bevor ein Müllinteressent einem Steinbruchbesitzer oder einem Gemeinderat einen hohen Betrag für die Benützung des Bruchs als Müllgrube geboten hat. . .

Der Nekrolog für den Muschelkalkbruch von Talheim ist schließlich als Dokumentation geschrieben. Wenn schon der Aufschluß als solcher nicht gerettet werden kann, so soll er wenigstens in Bild und Beschreibung festgehalten und überliefert sein.

Schriften: Bader, E.: Stuttgarter Bergwerk- und Steinbruchbetriebe in alter Zeit. Veröff. Archiv Stadt Stuttgart, H. 5, 1939. – Engel, Th.: Geognostischer Wegweiser durch Württemberg, Stuttgart 1908. – Linck, O.: Steinbruch und Aufschluß in doppelter Sicht des Naturschutzes. Veröffentl. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, H. 24, 1956. – Schwenkel, H.: Grundzüge der Landschaftspflege, Stuttgart 1938. – Kolb, R.: Steinbruch und Naturdenkmal. Veröff. Staatl. Stelle f. Naturschutz, Württ. Landesamt f. Denkmalpflege, H. 6, 1930. – Würster, P.: Schüttung des Schilfsandsteins im mittleren Württemberg. N. Jb. Geol. Paläontol. 1958. – Pfeiffer u. Heubach: Geologie von Heilbronn. Öhringen 1930.

Ein vergessenes Kunsthandwerk wiederentdeckt und wieder vergessen!

– Vom Leben meines Vaters –

Von Otto Feucht

Als 1896 das neue Landesgewerbemuseum eröffnet wurde, damals der Stolz der Stadt und des Landes, da war damit eine große Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe verbunden, der erste Teil in der Gewerbehalle und im Stadtgarten, der zweite im neuen Museum selbst. In seinem Überblick über den letzteren schrieb der „Staatsanzeiger für Württemberg“ u. a.: „Endlich aber eine Spezialität unserer Ausstellung, die man ohne Übertreibung ein europäisches Unikum nennen darf: *Albert Feuchts Leder schnittarbeiten* auf der Galerie der König-Karls-Halle. Hier ist ein langvergessener Zweig des Kunstgewerbes, und zwar einer der edelsten, von einem einzelnen Manne auf eine künstlerische Höhe gebracht, daß

die besten alten Muster in gediegener Arbeit erreicht, in Kühnheit und Großartigkeit der Entwürfe wohl gar übertroffen scheinen. Württemberg darf stolz sein, solche Meister zu besitzen.“

Wie kam nun mein Vater zu dieser seiner Lebensarbeit? Wie hat er angefangen, wie hat er weiter gemacht? Und wie habe ich selbst diesen Werdegang miterlebt? Davon soll hier erzählt werden.

Daß der Platz bei der Kirche des heiligen Leonhard, des Schutzpatrons der Pferde und Fuhrwerke, der Sammelpunkt aller Botenfuhrwerke gewesen ist, die regelmäßig in die Haupt- und Residenzstadt kamen, daran können sich heute nur noch die ältesten Stuttgarter aus eigenem Erleben erinnern. Dorthin, wo es

Arbeit für ihn gab, zog es den Wagnergesellen Johannes Feucht, als er am 30. Januar 1755 das Stuttgarter Bürgerrecht erwarb, wofür er 40 Gulden Bürgergeld zu entrichten und zwei Feuereimer zu beschaffen hatte, und „in die Stadtreuterkompagnie enrollieret“ wurde. Er kam aus Heimerdingen, wo seine – und damit auch meine – Vorfahren mindestens seit 1367 als Bürger und Wagner ansässig waren. Als er, der Wagnerobermeister, 1798 starb, führte sein Sohn Johann Georg die Arbeit im eigenen Hause, Leonhardsplatz 14, weiter, das noch 1942, leicht verändert, zu sehen war. Aber schon Ende 1809 sah sich die Witwe allein mit drei Töchtern, zu denen kurz nach des Vaters Tod noch der Sohn Heinrich hinzukam (1810). Der war ein schwächliches Kind, dem die Entbehrungen der Jugend zeitlebens nachgingen. Aber er war gut in der Schule, seinen Lehrern gelang es, Gönner zu finden, die ihm den Weg ins Gymnasium und zum Studium im Tübinger Stift eröffneten. Verheiratet mit Friederike Jäger, wurde er mein Großvater; auf seiner ersten Pfarrei in Hochdorf bei Waiblingen kam am 13. September 1846 mein Vater zur Welt, als zweites von drei Geschwistern.

Zunächst von seinem Vater und dessen Vikaren unterrichtet, ging er in die Lateinschule nach Göggingen, als der Vater nach Pfaffenhofen versetzt worden war. Aber es trieb ihn nicht zum Studium, wie seinen Bruder, sein dringender Wunsch, ein Handwerk erlernen zu dürfen, wohin ihn Neigung und Geschicklichkeit wiesen, fand Erfüllung. Die Lehre in Stuttgart bei einem Optiker und Feinmechaniker bekam ihm nicht gut. Seine Augen zeigten sich als zu schwach. So wechselte er über zur „Portefeullerie“, und das zeigte sich als richtig. Sein Vorarbeiter, der in eine große Firma in Wien eingetreten war, holte ihn nach Schluß der Lehrzeit dorthin. Und jetzt war er am rechten Platz. Bald schon wurde er zum Entwerfen neuer Muster herangezogen, die freie Zeit benützte er zur Weiterbildung im Zeichnen und Modellieren, zum Besuch von Vorträgen und Museen. Die mitgebrachten Empfehlungsbriefe gab er nicht ab, er wollte keine fremde Hilfe. Die Weltausstellung 1873 brachte reiche Anregung. Die Kunstgewerbeschule nahm ihn als Hospitanten auf. In den Museen wurde er auf die alten Lederschnittarbeiten aufmerksam und er begann, sich auf eigene Faust in dieser verschollenen Technik zu versuchen.

Der Grundgedanke der „Lederplastik“, wie sie auch genannt wurde, ist einfach. Es geht darum, eine auf Leder übertragene Zeichnung in dieses einzuschneiden, die Schnitte zu verbreitern, sodann die zu er-

höhenden Flächen von der Rückseite her hochzutreiben, die zu vertiefenden Teile von oben niederzudrücken, und allenfalls durch Einstanzen von Punzen oder Auflegen von Blattgold und ähnlichem flächige Teile zu beleben.

Mit dem älteren Freunde zusammen kehrte er 1875 nach Stuttgart zurück, wo sich Gelegenheit bot, ein großes Portefeulleriegeschäft gemeinsam mit weiteren Teilhabern zu übernehmen. Als aber der ursprüngliche Plan sich nicht durchführen ließ, entschloß er sich, zurückzutreten und ganz auf Lederschneiden und -treiben sein Leben aufzubauen.

Inzwischen hatte er die Lebensgefährtin gefunden in Marie Großkopf, deren elterliche Konditorei in Heilbronn sehr bekannt war. Aber nicht etwa in dieser kamen die beiden zusammen. Von einem Besuch bei ihrer Schwester in Calmbach fuhr sie gemeinsam mit dem Schwager, Pfarrer Wölffle, mit der Bahn nach Heilbronn zurück. Beim Umsteigen in Bietigheim kamen die beiden im nachtdunkeln Abteil gegenüber einem Herrn zu sitzen, der sie musterte und vor sich hinsagte „Kochfleisch g'holt? Kochfleisch g'holt?“ Wölffle, der das Zitat aus Uhlands „Döffinger Schlacht“ sofort erfaßte, erkannte seinen Altersgenossen, Pfarrer Schumann in Bonfeld. Dieser machte sich wohl seine Gedanken, er ließ sich in die Familie Großkopf einführen und das Ergebnis war, daß auf einem vereinbarten Spaziergang, zu dem Schumann den Bruder seiner Frau mitbrachte, eben meinen Vater, die Tochter Marie ihren Vorsatz, keine Geschäftsfrau werden zu wollen, völlig vergaß. Eine bescheidene Wohnung fand sich am Hospitalplatz im 4. Stock, und dort bin ich am 19. Februar 1879 ins Leben getreten.

Der Aufbau des eigenen Geschäfts machte bald eine größere Wohnung nötig, im Hause Calwer Straße 4 nahm der 1. Stock Wohnung, Arbeits- und Verkaufsraum auf, nach wenigen Jahren kam der 2. Stock hinzu. Albert Feucht hatte das Glück, für seine „*kunstgewerbliche Werkstätte für geschnittene und getriebene Lederarbeiten*“ zwei Arbeiter zu finden, deren einer 20 Jahre bei ihm blieb, während der andere bis zuletzt aushielt und sodann die Weiterführung des Geschäfts übernahm.

Schon 1881 bot die Landesgewerbeausstellung in der soeben fertiggestellten Gewerbehalle (am Platz der heutigen Hochschulbibliothek) Gelegenheit, an die Öffentlichkeit zu treten. Die neue Arbeit erregte Aufsehen, so daß die Ehrengabe für den Präsidenten der Ausstellung nach deren Schluß „in der neuen Art von Feucht“ gefertigt wurde. Es war ein großes Al-

bum mit vielen Bildern, so gewichtig, daß es bei der Übergabe durch einen Vorstandsherrn zu Boden fiel und schwer beschädigt wurde! Aber die Arbeitsweise fand Gefallen, führende Männer der Wirtschaft vermittelten Bestellungen und Absatz, so daß sich bald wertvolle Beziehungen zum In- und Ausland ergaben. Prinzessin Katharina, die Mutter des letzten Königs, zeigte sich sehr angesprochen, sie liebte es, aufstrebende Talente zu fördern, und so wurde Vater bald auch zu König Karl und Königin Olga gerufen, um Bestellungen entgegenzunehmen. Gerade die Königin bewies ihm feines Verständnis für die Eigenart seines Schaffens.

Aber der Absatz in Stuttgart reichte nicht aus, so galt es, durch Reisen weitere Abnehmer zu suchen. Groß war die Freude, als schon die erste Reise nach Wien größere Bestellungen eines der ersten Kunstgewerbehäuser eintrug. Als er in Berlin einem neu gegründeten Hause seine Muster vorlegte, da fanden sie zwar ebenfalls Anerkennung, der Inhaber meinte aber doch, er könne etwas noch schöneres zeigen, das er soeben in London gekauft habe, so etwas werde wohl auch Feucht noch nie gesehen haben. Er brachte das Stück, das Vater sofort als seine eigene Arbeit erkannte! Große Überraschung und ungläubiger Zweifel! Aber das Stempelzeichen, das Vater sich erdacht hatte, lieferte den Beweis und große Bestellungen mit dauerndem Absatz waren die Folge, solange die Firma bestand. „Aber alles muß Ihre Marke tragen!“

Damit war Vater auch in der Reichshauptstadt erfolgreich mit Hulbe in Hamburg in Wettbewerb getreten, der, wie sich herausstellte, ziemlich gleichzeitig ebenfalls die Lederschnittarbeit begonnen hatte. Aber während dieser bald auch das maschinelle Verfahren des Lederpressens zu vervollkommen suchte und auf solcher Grundlage sein Geschäft ins Große ausbauen konnte, wollte Vater vom mechanischen Pressen nichts wissen. Sein Stolz war und blieb die künstlerische Handarbeit vom Entwurf bis zur Fertigstellung. Er wollte möglichst alle Teile des Arbeitsgangs selbst beherrschen, zugleich Handwerker sein und Künstler. Die Buchbinderarbeit hatte er schon in der Jugend geübt, jetzt lernte er auch den Buchschnitt, die Vergoldung und Bemalung des Leders, die Ausführung von Schriften und schließlich noch das Ätzen der Metallecken und Buchbeschläge. Da er Entwurf und Zeichnung am liebsten selbst ausführte, konnte er weitgehend auf persönliche Wünsche des Bestellers Rücksicht nehmen. Mutter, die keine Geschäftsfrau hatte werden wollen, hatte alle Hände voll zu tun,

denn nicht nur die Abfertigung der Besucher im Verkaufszimmer war ihre Sache, sondern auch alle Näharbeit an dem oft recht widerspenstigen Leder und der gesamte schriftliche Verkehr einschließlich der Buchführung, und vor allem galt es zu rechnen und wieder zu rechnen, um ohne Verlust durchzukommen.

Aber die Mühe lohnte sich, der Ruf der Firma war bald gesichert, und beim großen Kostümfest des Kunstgewerbevereins 1886 konnte Vater es sich leisten, im „Festzug der Nürnberger Künstler zur Einholung Kaiser Maximilians“ als „Lederer“ aufzutreten, samt seinen Mitarbeitern, die Erzeugnisse der Werkstatt trugen.

Die Stärke des Betriebes lag in der Möglichkeit, einmalige Stücke zu besonderen Zwecken zu schaffen. Das führte dazu, daß die Verwendung von Wappen gepflegt wurde, zumal die Heraldik Vater besondere Freude machte. Schließlich gehörte es zum guten Ton, zur Fertigung von Ehrengaben, für die Mappen von Festschriften und Urkunden, die Werkstatt von Albert Feucht heranzuziehen. Zum Regierungsjubiläum 1889 kamen über zwanzig Ehrengaben für das Königspaar aus seiner Hand, solche der Landesuniversität, der Technischen Hochschule, der Baugewerbeschule, der Kunstgewerbeschule, des Kunstvereins und Ingenieurvereins, der Stadt Stuttgart, der beiden Kammern und der Bibelanstalt. Auch an Ehrungen Vaters durch Vereine, Fachzeitschriften und bei Ausstellungen fehlte es nicht.

So schien alles in gutem Fluß, als plötzlich das Haus verkauft wurde und der neue Besitzer die Kündigung aussprach. Damit waren all die recht erheblichen Bauaufwendungen der letzten Jahre umsonst. Neue geeignete Räume in günstiger Lage zu finden, ohne die nämliche Gefahr zu laufen, zeigte sich als unmöglich, und so reifte der schwere Entschluß zum Kauf des eigenen Hauses Gymnasiumstraße 37, das soeben neu gebaut war. Im März 1890 bezogen wir die Räume im Erd- und Untergeschoß mit Laden, Werkstatt und Lager, in den ersten Stock kam die Wohnung samt dem Zeichenzimmer, die anderen Stockwerke wurden vermietet. Ein dritter Arbeiter wurde eingestellt, dazu ein Lehrling, später folgten noch zwei weibliche Hilfskräfte. Mutter erhielt neben der Köchin noch eine „Stütze“, die auch im Laden aushelfen und sich um uns Kinder kümmern mußte, zumal um meinen 1886 geborenen Bruder. Denn der Mutter wuchs die Arbeit über den Kopf. Nur ein Beispiel: An einem Tage, der einigermaßen Ruhe zu versprechen schien, war sie in der Dachkammer mit Aufräumen und Säubern beschäftigt, als sie plötzlich

nach unten gerufen wurde, da Königin Charlotte ihren Besuch ansagen ließ. Mit knapper Not und in größter Hast gelang es ihr gerade noch, sich „ins Schwarzseidene zu werfen“ und schon stand die Königin im Laden. Solche Besuche von Mitgliedern des Königshauses waren nicht selten, aber meist wurden sie rechtzeitig angesagt.

Zur Erholung strebte Vater sooft als eben möglich an die frische Luft; war es abends auf eine der Höhen um die Stadt, war es sonntags zu größeren Wanderungen, bei denen ich ihn schon von früh auf begleitete. Seine liebste Ausspannung aber fand er in den Bergen, die er schon von Wien aus schätzen gelernt hatte, und es war ein schwerer Schlag für ihn, als ihm der Arzt alles Hochgebirge seines Herzens wegen verbieten mußte. Wohin nun aber im Sommer? Da schickte ihn der Arzt nach Helgoland, das soeben deutsch geworden war, und im Jahr darauf nach Rügen. An dem Versagen des Herzens waren Sorgen schuld, wie sie im Geschäftsleben nicht ausbleiben konnten, vor allem aber körperliche Überarbeitung! Und gerade jetzt galt es, sich auf die große Kunstgewerbeausstellung vorzubereiten, von der eingangs die Rede gewesen ist.

In den „Ausstellungsnachrichten Nr. 29“ vom 11. August 1896 lesen wir darüber von dem als Zeichner und Publizisten bekannten Max Bach (mit 4 Abbildungen): „Die Ausstellung Feucht ist einzig in ihrer Art und gehört zum Besten und Interessantesten, was die Ausstellung überhaupt bietet. Unser Blick fällt zunächst auf einen großen Wandbehang, ein Stück, wie es wohl selten gesehen wird und seinesgleichen sucht. Der Künstler stellte sich zur Aufgabe, ein Turnier darzustellen und wählte dazu – nach Entwurf des Historienmalers Closs – mit Recht ein solches, das eine möglichst reiche Entfaltung heraldischer Pracht gestattete: ‚In solcher Gestalt hat Graf Eberhard der Ältere von Wirtemberg zu Trier turnieret wider Veiten von Rechberg vor Kaiser Friedrich am 7. Oktober 1473‘. Die beiden Gegner in voller Waffenrüstung mit ihren heraldischen Abzeichen rennen aufeinander, die Wappendecken der Streitmasse sind lebhaft bewegt, die silbernen Rüstungen schillern und blitzen, jede Linie, jede Bewegung und Modellierung ist durch und durch ächt, als ob alles eben erst aus der Hand eines mittelalterlichen Künstlers geflossen wäre. In der Mitte ist der Doppeladler des Deutschen Reiches angeordnet und oben sieht man die Wappen der vornehmsten damals zu Wirtemberg gehörigen Städte und Herrschaften, nämlich Brackenheim, Herrenberg, Tübingen, Urach,

Calw, Achalm und Grafschaft Urach; links das Wappen von Trier. – Darunter ist ein kleineres Stück angebracht, ein Rücklaken mit den Wappen unserer gegenwärtigen Königsfamilie, gehalten von einer Dame in mittelalterlicher Tracht, und dem Wahlspruch ‚Furchtlos und treu‘. Trefflich ist auch eine Türe, welche den Eingang zum Atelier des Meisters bildet, dieselbe enthält in reutenförmiger Anordnung die Wappenbilder des württembergischen Hauses, Hirsch und Löwe. Außerdem sieht man noch andere heraldische Prachtstücke; Rundschild mit den Wappen der von Reischach und von Gaisberg, ferner eine Anzahl reich geschnittener Albumdecken, worunter das Album, welches die Angestellten der Straßenbahn dem Prinzen von Sachsen-Weimar gewidmet haben und dasjenige für den scheidenden kommandierenden General des württembergischen Armeekorps, von Wölkern, und kleinere Sachen aller Art. Dann Sitzmöbel, Ofen- und Wandschirme, ein Antependium für die Kirche in Urach u. a. m.“

Der Andrang der Besucher wurde so groß, daß während der Hauptstunden eine eigene Vertretung aufgestellt werden mußte, die auch ich zeitweilig übernahm, soweit die Schule dies zuließ. Aber die Überanstrengung Vaters war schließlich so stark, daß er 1897 für längere Zeit ein Sanatorium aufsuchen mußte. Die Ausstellung brachte ihm die große goldene Medaille, mehrere Stücke, auch der große Wandbehang, wurden für das neue Museum angekauft.

Da ich schon früh den Vater zu Handwerkern begleiten durfte, die für ihn arbeiteten, zum Buchbinder, Graveur, Schlosser und Schreiner, auch zum Ausuchen der Lederhäute in die Gerberei, so bekam ich Einblick in deren Arbeit. Ich selbst lernte mit Papparbeiten umzugehen und das Schneidemesser zu handhaben, dann mich im Schneiden und Treiben des Leders zu versuchen, auch im Punzen, so daß ich bei einfachen Arbeiten aushelfen konnte, wenn not an Mann ging. Das war vor allem in den letzten Tagen vor Weihnachten der Fall, wenn es galt, die vielen Bestellungen noch rechtzeitig abzuliefern, bei deren Austragen ich schon in jungen Jahren allerlei Erfahrungen sammeln konnte, während überall schon die Kerzen leuchteten. Wir selbst konnten das Fest immer erst am Christmorgen begehen, nachdem die Mutter oft noch in später Nachtstunde die nötigsten Einkäufe hatte abschließen können. Ein Ladenschlußgesetz gab es ja noch nicht!

Als Vater im Herbst 1902 auf dringenden Rat des Arztes die Arbeit aufgeben und die Firma seinen Nachfolgern Strenger und Narr übergeben

mußte, da wurde der sehr harte Entschluß erleichtert durch die Erkenntnis, daß die günstigste Zeit für seine Arbeit zu Ende ging. Zwar der Wandlung des Geschmacks, der Abkehr von der Heraldik, auch dem neuen Jugendstil konnte man Rechnung tragen. An die Stelle stilisierter Formen konnte man naturalistische Motive herausarbeiten. Aber entscheidend war, daß die mechanische Pressung des Leders sich so sehr vervollkommen hatte, daß nur noch echte Kenner den Wertunterschied gegenüber der Handarbeit zu schätzen verstanden. So wurde diese immer mehr durch die viel billigere Fabrikarbeit verdrängt. Wohl war zu einmaligen Stücken die Handarbeit nach wie vor unentbehrlich, aber gerade solche Aufträge waren ganz an die Person des Mannes gebunden, dessen Kräfte zu versagen drohten! – Das war auch ein Grund, warum wir beiden Söhne bei der Berufswahl völlig freie Hand erhielten, zumal ja Vater selbst hatte frei wählen dürfen!

Er konnte zurückblicken auf 21 Jahre des Erfolgs. Mit kleinen Gegenständen beginnend, mit Brief- und Zigarrentaschen, Feuerzeughüllen und Geldbeuteln („Portemonnaies“), mit Alben, Schreibmappen und anderem mehr, hatte der Betrieb sich ausgedehnt auf allerlei Mobiliar, auf Truhen, Türfüllungen, Tapeten, Wandschirme und anderes. Wiederholt wurden zu Aussteuern dutzendweise Wappenstühle geliefert, so zur Hochzeit der Königstochter Pauline und der beiden Töchter der Herzogin Wera. Im königlichen Jagdschloß Bebenhausen zeugten Gästebuch und Gesangbuch, dazu ein Gewehrhalter, von der Arbeit Feuchts, wie auf dem Bodensee die Ledertapeten der Königsjacht und in München die eines Salonwagens des Prinzregenten. Für den deutschen Kaiser war von ihm eine Ehrengabe der Templergemeinde angefertigt worden, der Kaiser von Österreich und der König von Sachsen hatten Ehrengaben aus seiner Hand erhalten und zuletzt noch hat er die Gabe der in Spanien lebenden Deutschen zum Regierungsantritt des Königs Alfons selbst gefertigt. Die Lichtbilder all dieser und vieler anderer Arbeiten sind in dem großen Muster-

buch vereinigt, das jetzt im Stadtarchiv sich befindet. Daß die neue Firma nicht in der gleichen Art fortgeführt werden konnte, war von vornherein klar, die besondere Eigenart, die Vereinigung von Entwurf und Ausführung in allen Teilen in einer Hand, war ja ganz an die Persönlichkeit gebunden.

Aber untätig konnte Vater nicht bleiben. Er setzte seine heraldischen Studien fort und konnte schon 1905 im Landesgewerbemuseum eine kleine Schau aufbauen, in der auch Vorschläge zur damals erörterten Neugestaltung unseres Landeswappens zu sehen waren. Daneben begann er ins Gelände zu ziehen und Landschaften und Bauten zu zeichnen oder zu malen, wovon Proben heute im Stadtarchiv zu sehen sind. Als ihm das lange Gehen beschwerlich fiel und er das Gütle in der Ehrenhalde, an der heutigen Schottstraße, aufgeben mußte, weil er der Gartenarbeit nicht mehr gewachsen war, begann er Blumenstücke im Zimmer zu malen, unter der Anleitung des allbekannten Kerschensteiner. Einige wenigmal hat er noch Stücke eigenster Prägung selbst vollständig geschaffen, so insbesondere unser Haus- und Gästebuch zu unserer Hochzeit 1908.

Als er am 31. August 1918 einem Schlaganfall erlag, war dies eine Erlösung nach langen Leidenswochen. Eine kleine Gemeinde sammelte sich am 2. September zur Feuerbestattung, da füllte sich der Raum mit dem gesamten Stab samt dem Stabschef des stellvertretenden Generalkommandos, dem ich die letzten Kriegsjahre angehörte, und so „trug die Abschiedsfeier für den schlicht bürgerlichen Mann fast rein militärischen Charakter“, wie sein alter Freund aus der Wiener Zeit, Reinhold Nägele, der Vater des gleichnamigen Sohnes, in seinem Nachruf schrieb.

Seit Albert Feuchts Hingang ist die Kunst des Schneidens und Treibens von Leder, die er wiederentdeckt hatte, mehr oder weniger wieder erloschen. Aber die Erinnerung an ihn und an seine Lebensarbeit darf nicht ganz verschwinden! Sie wachzuhalten, erscheint mir Ehrenpflicht des Sohnes, der dem Vater so vieles zu danken hat!